

Zeitschrift: Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis
Band: 34 (1912)
Heft: 9

Anhang: Blätter für den häuslichen Kreis

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Blätter für den häuslichen Kreis

Frühlingsbotschaft.

Nachdruck verboten.

Das blaue Beilchen grüßt uns wieder
So freundlich nach erstand'nem Leid,
Und aus den grünen Wiesen schimmert
Der Primeln goldenes Geschmeid.
Zum Vortrag bringen uns die Vögel
Die neusten Melodien dar
Und überall wird es vernehmlich:
Der holde Lenz wird offenbar.

Geschäftig will sich alles regen,
Was Odem hat, tritt auf den Plan,
Zum Wunder, alles wird lebendig.
Wer ist nur Schuld an allem dran?
Die Sonne ist's, die aus Erbarmen
Zu uns auf höh're Bahnen steigt,
Das Urlicht, das uns Gottes Gnade
Im wahren Sinn des Wortes zeigt.

O Mensch, wie kannst du dich verschließen,
Wenn Gott zu deinem Herzen spricht?
Wenn er, dein Herr, dich möcht erlösen
Vor Sündenfolgen und Gericht.
O, mach' es doch fekt wie die Blumen
Und richte deinen Blick empor.
So wirfst auch du dich freuen können
Des Lebens in der Sel'gen Chor.

Albert Morf-Hardmeier.



Ein Wasser-Velo. Konstruiert von Gebr. Baier in Schaffhausen.

Die Wunderdoktorin.

Roman von Lisa Wenger.

11

(Nachdruck verboten.)

„Andermatt, der tüchtigste Arzt weit und breit, hat mir weichen müssen. — Nicht meinen Schwindeleien, sondern meinen Heilungen. Dr. Meier in Blumenthal konnte sich nicht halten, er konnte nicht aufkommen neben mir, trotzdem er seine Sache verstand. Auch du wirst nicht aufkommen, Uli. Ich bitte dich, glaube mir, und nimm das dir gemachte Anerbieten nicht an, du würdest es bereuen.“ Sie blieb stehen und legte die Hand auf des Sohnes Schulter, ihm dabei dringlich in die Augen sehend. Mit einer fast unmerklichen Bewegung schüttelte Uli die Hand ab.

„Ich nahm das Anerbieten an“, sagte er bestimmt.

„So nimm dein Wort zurück. Laß dich sonst irgendwo nieder, Uli. — Ich will dir die Mittel reichlich an die Hand geben. Du sollst ruhig zwei, drei Jahre auf Praxis warten können. Oder wenn du die wissenschaftliche Laufbahn vorziehst, so sage es, und ich helfe dir mit Freuden. Nur laß dich nicht hier nieder. Du kommst nicht auf und wirst den Mut verlieren und die schöne Freude an deinem Beruf.“

Sie hatte mit vor Erregung klopfendem Herzen gesprochen und blieb wieder stehen, diesmal um Atem zu schöpfen. Uli nahm den Hut ab und strich sich die schlichten Haare aus der Stirne.

„Du meinst es gut, Mutter, ich danke dir. Aber ich kann diesmal nicht auf dich hören. Ich sehe aus allem, was du sagst, wie nötig es ist, daß ich mich gerade hier niederlasse, und ich habe die Ueberzeugung, daß es mir gelingen wird. Mut habe ich und Ausdauer auch. Es muß gefehlt worden sein, daß wir Aerzte so ganz den Boden verlieren konnten. Ich weiß nicht, wo und wie, aber es müssen Fehler gemacht worden sein. Sonst wäre ein solcher Niedergang auf unserer Seite nicht möglich. Es ist Ueberzeugungsache, einen solchen verlorenen Posten wieder zu besetzen und zu gewinnen. — Mutter, begreifst du das? — Ich bitte dich, suche mich zu begreifen.“

„Ich verstehe dich, aber ich warne dich dennoch. Besinne dich bis morgen. Versprich mir, daß du dir meine Warnung noch einmal überlegen willst. Du hättest heute nachmittag da sein sollen. In den Gängen saßen sie und in den Stuben, dicht gedrängt wie noch nie, einer neben dem andern, und auf dem Hof stand Wagen an Wagen. Du hättest die sehen sollen, die vielen, die meine Hilfe suchten.“

„Nein, Mutter, ich bin froh, daß ich sie nicht gesehen habe. Das alles ist mir unangenehm und unbegreiflich. Es erzürnt und empört mich, und ich fürchte —“ Er redete nicht aus. Seine Stirn war rot geworden und kleine Schweißtropfen standen darauf. Er hatte Mühe, sich zu beherrschen.

Als sein Blick auf die Mutter fiel, die mit gleichmäßigem Schritt neben ihm ging und einen Halm zwischen den Fingern drehte, fühlte er, daß er ihr weh getan. Er fuhr fort: „Und ich will nicht, daß etwas zwischen uns trete. Du bist mir das Teuerste, was ich habe, das will ich nicht aufs Spiel setzen. Wir wissen es beide, daß unsere Berufswege weit auseinandergehen, unsere Herzen aber sollen zusammen bleiben. — Was ich dazu tun kann, will ich tun, Mutter.“

„Es bekümmert mich tief, dich diesen Weg gehen zu sehen. Wir sind von Stund an Gegner, da hilft aller gute Wille nichts. Bis jetzt waren wir es auch, aber nur theoretisch. Künftig werden wir uns auch praktisch bekennen.“

„Nur in unserem Beruf!“ rief Uli.

„Wenn nur der Beruf uns beiden nicht das Leben bedeutete“, sagte die Mutter.

„Wenn wir den festen Willen haben, uns durch nichts trennen zu lassen, so wird uns auch der Beruf nicht trennen.“ Marie Zuberbühler sagte nichts. — Sie ergriff die herabhängende Hand des Sohnes und ging so schweigend durch das rötliche Riedgras, das die Weizenfelder abgelöst hatte, und einem warmen, farbigen Teppich gleich sich zu ihren Füßen ausbreitete.

Sie strengte sich an, ihrer quälerischen Gedanken Herr zu werden und begann von allem Möglichen zu erzählen. Von den Schwestern, von Tefil, Wezinger und hat schließlich Uli, mit Margrit zu sprechen, der es schwer werde, sich ins Unabänderliche zu fügen. Uli versprach es.

Nach und nach wich der Druck, der auf Mutter und Sohn lag. Ein glühender Sonnenuntergang, der die bunten Felder in Feuer tauchte, half ihnen über das schwere Unbehagen weg, das ihr Gespräch hinterlassen hatte.

Die Herrlichkeit des wichtig und langsam sinkenden Sonnenballes erfüllte sie mit ihrer Größe. — Mit Mühe wandten sie sich von dem Anblick des sprühenden Gestirns ab. Sie traten den Heimweg an.

In blaue Abend Schatten gehüllt, lag der Treuhof vor ihnen. Die Hügelkette breitete ihren Mantel über ihn aus, und die tiefen Dächer der Gebäude hoben sich dunkel vom Himmel ab. Ein feines Räuchlein stieg fadenförmig über den First und schlängelte am Horizont dahin.

Ein paar Enten fuhren schnatternd aus dem ersten Schlaf in die Höhe, als Mutter und Sohn am Geflügelhof vorbeigingen. Unter der Haustür streckte sich Pix, gähnte und blinzelte zu seiner Herrin auf. Sie bückte sich und streichelte ihn. Dann gab sie Uli die Hand.

„Gute Nacht, Uli.“

„Gute Nacht, Mutter.“ Mit besonders festem Händedruck verabschiedeten sich die zwei und konnten sich doch eines bangeren Gefühls nicht erwehren.

VII.

Im Lauf des nächsten Morgens ging Uli den freundlichen Waldweg entlang, der zu Dr. Andermatts hübschem Landhaus führte. Er war in tiefen Gedanken und bewegte der Mutter Warnung hin und her in seinem Herzen, doch er kam immer wieder zu dem Schluß: Daß seine Gegenwart hier, wenn er sich im geringsten zutraute, helfen zu können, doppelt nötig sei.

Daß die Sache so schlimm stand, hatte er nicht gewußt. Er hatte gelächelt, als Dr. Andermatt seine Mutter als den Grund angab, warum der Friedberg zurückgegangen. Er hatte das für unmöglich gehalten. Marie Zuberbühlers Ruf war in keiner andern Form zu ihm gedrungen, als etwa in einem Achselzucken oder einem anspielenden Wort der Kollegen. Von ihrer Bedeutung und der Gefahr, die für die Aerzte der engeren und weiteren Umgegend in ihrer immer größer werdenden Praxis lag, hatte ihm, außer Dr. Andermatt, niemand gesprochen.

Der erfahrene Arzt hatte also recht gehabt. Es galt, sich zu wehren. Da Uli aber jung war, beruhigte er sich selbst damit, daß er einen Weg finden werde, auf dem er die ihm anvertraute Sache fördern konnte, ohne die Mutter besonders zu schädigen. Er sagte sich, daß sie ihm eben nach und nach weichen müssen, ohne darum viel darunter zu leiden, und daß er über kurz oder lang sein eigenes Unternehmen in ein gutes Geleise würde bringen können. Den guten Willen hatte er, die Kenntnisse auch, an Energie fehlte es ihm ebenfalls nicht. Es würde schon gut werden! — Uli wischte sich den Schweiß von der Stirne, denn das Denken und das Gehen hatten ihm heiß gemacht.

Er war am Ziel. Zu Dr. Andermatts Haus gehörte ein ausgedehnter Blumengarten, der in lachender Pracht in der Sonne lag. An einem Beet mit frisch gesätem Sommerflieder kniete ein junges Mädchen und betrachtete die auf der Erde liegenden Pflänzchen, deren Wurzeln von Engerlingen über Nacht angefressen worden waren.

Sie sah auf, als sie neben der Hecke Schritte hörte, und begegnete Uli Zuberbühlers Augen, die forschend über den dichten Zaun sahen. Er rief erfreut:

„Sind Sie es, Fräulein Madelene? Darf ich hereinkommen?“ und fügte erklärend hinzu: „Ich habe mit Ihrem Vater zu reden.“

„Vater ist oben, er wird sich freuen, Sie zu sehen“, sagte Madelene, und hielt die mit Erde bestäubten Finger unter den Strahl eines Brunnleins, das über moosige Steine in ein künstliches Becken lief. Dann zog sie einen Schlüssel aus der Tasche, und öffnete die freischwebende Gartentüre.

„Sind Sie wieder hier? Und seit wann?“ fragte sie, und rückte ein wenig verlegen an dem sandfarbenen Gürtel, der ihre weiße Bluse zusammenhielt.

„Seit gestern.“ Mit unverhohlener Freude auf dem lieblichen Gesicht sah Madelene zu Uli auf. Er konnte ihre sichtbare Bewegung nicht mißverstehen.

„Sie freuen sich ja darüber!“ rief er glücklich. „Sind

wir denn immer noch so gute Freunde wie früher, das heißt, darf ich noch immer der ihrige sein?"

„Natürlich," sagte Madelene. „Man wechselt doch seine Freunde nicht." Sie hatte das unbefangen gesagt, in selbstständiger Aufrichtigkeit.

Uli war es bei ihren Worten warm und behaglich zu Mute geworden. Das war ja ein zweites Heimkommen! Das war ja, als dürfe er sich in einer blühenden Laube niederlassen, mit einer schönen und schimmernden Aussicht, nach der er sich unbewußt schon lange gesehnt hatte.

Madelene Andermatt war als Kind des Knaben Vertraute und Verehrte gewesen. Sie hatten eine Menge kleiner Geheimnisse zusammen gehabt, die im Finden von Vogeleiern, von Mäuse- und Grillensöchern, von Erdbeerlichtungen und Pilzen bestanden. Später trafen sie sich in Zürich wieder, wo Madelene ebenfalls die höhern Schulklassen besuchte. Dort sah sie Uli und seine Schwestern oft. Als Student ging er mit ihr zusammen in die Tanzstunde, auch begegneten sie sich in befreundeten Familien oder fanden sich an einem Fest, und jedesmal, wenn Uli ihr liebes Gesicht unter den fremden Mädchen sah, wurde ihm heimlich wohl zu Mute.

Dann kamen sie auseinander. Sie in eine französische Erziehungsanstalt, nachher nach England. Er auf fremde Universitäten, später nach Wien und London.

An Madelene zu denken, blieb Uli immer eine Freude. Anders als an eine Jugendgefährtin dachte er aber nicht an das junge Mädchen. Doch hatte er sich auch nie in eine andere verliebt, und mußte um seiner Herbsheit willen manden Spott von seinen Kameraden über sich ergehen lassen.

Als er nun Madelene nach zwei Jahren wieder sah, machte ihre Lieblichkeit einen starken Eindruck auf ihn. Sie schien ihm so reizend und zart, wie eine der Blumen, unter denen sie gekniet. Er mochte die Augen nicht von ihr abwenden, als sie zusammen in den mit Buchs eingefaßten Gartenwegen auf und abgingen. Er erzählte ihr von seinen Reisen und sprach von seiner Zukunft, und sie plauderten in natürlicher und lebhafter Weise von ihrem Leben zu Hause, daß sie dem Vater helfe, ihn auf seinen Gängen zu den Kranken oft begleite und auch schon mancher Operation habe beiwohnen dürfen.

Während er hinter ihr her in das Haus ging, haften seine Blicke an ihrer ebenmäßigen Gestalt. Er erfreute sich an ihrem schönen Gang, und begriff nicht, daß er sich in den letzten Jahren so wenig um diese hellhaarige Jugendfreundin bekümmert hatte. Sie gefiel ihm über die Maßen. Er empfand darüber eine plötzliche heiße Freude, wie über ein Geschenk. Es war ihm, als werde er unerwartet mit Gold und Silber überschüttet, als stünde er unter dem Baumlein: Rüttel dich, und schüttel dich!

Mit strahlendem Gesicht betrat er Dr. Andermatts Studierstube, die stark nach Tabak roch, altnodisch und unbeschreiblich gemütlich war.

„Guten Tag, Dr. Uli," begrüßte der Arzt den jungen Kollegen, den er schon als Knabe gern gehabt habe. „Was ist Ihnen denn Gutes begegnet? Sie haben ja Ihre ernststen Augen nicht mehr."

„Oh, ich habe sie noch. Aber sie haben etwas Schöneres gesehen, und da ist der Vorhang in die Höhe gegangen," scherzte Uli. Dr. Andermatt fuhr sich durch die schneeweißen Haare. Er war noch größer als sein Besucher und stand wie ein Riese vor den beiden jungen Menschen.

„Ja, die Jugend," sagte er halb bedauernd, „die ist das Schönste im Leben. Freut euch, daß ihr noch mitten drin steht." Er strich der Tochter liebevoll über das helle Haar. „Gut, Kind, hole Wein und rufe die Mutter. Sie soll kommen und mit Dr. Uli anstoßen." Madelene ging und kam bald mit einem blauen, goldverzierten Leebrett zurück, auf dem geschliffene Gläser und eine Flasche Neuenburger standen. Ihre Mutter begleitete sie.

Frau Andermatt war eine hochgewachsene, angenehme Frau mit großen Gesichtszügen und hellblauen Augen unter dichten Brauen. Sie war ihrem Mann nicht nur Gattin, sondern Freundin und Gehilfin gewesen, und trug seine Kranken und ihre Anliegen mit leidenschaftlicher Anteilnahme auf ihrem Herzen.

Mit ebenso heftigem und, wie ihr schien, gerechtem Zorn hatte sie den Niedergang der Praxis ihres Mannes und die Verödung des Friedbergs mitangesehen. Die immer mehr

um sich greifende Berühmtheit Marie Zuberbühlers, der Mutter ihres Gastes, war ihr ein beständiges Nergernis. Einem tüchtigen Kollegen würde sie jedes Glück gegönnt haben, aber einer Wunderdokterin? Einer Quacksalberin? Einer Schwindlerin? Nein!

„Sie wollen also unser Spitalarzt werden," redete sie Uli an, und fuhr sogleich kampfbereit fort: „Was sagt denn Ihre Mutter dazu?"

„Mutter hat mir abgeraten," antwortete der junge Arzt kurz. Es war ihm unangenehm, über diesen Punkt zu reden. „Wir wollen zuerst unseren Neuenburger versuchen und darauf anstoßen, daß es Uli ist, der mein Nachfolger wird," sagte Dr. Andermatt ablenkend. Er schenkte langsam den temperamentvollen Wein in die klaren, hohen Gläser und beobachtete, halb gebückt und die Hände auf die Knie stützend, wie sich die Luftbläschen zu einem regelmäßigen Stern verdichteten. Als das kleine Wunder sich vollzogen, schob er jedem der dreien ein Glas hin.

„Auf guten Erfolg!" sagte die stattliche Frau und stieß mit Uli an. Madelene bot ihm ihr Glas.

„Auf Ihr Glück," sagte er, und eine ihm fremde Bewegung schnürte ihm die Kehle zu, als er mit ihr anstieß und die beiden Gläser sich klingend berührten.

Sie sahen sich beide in die Augen, tranken von dem feurigen Wein und sahen sich wieder an.

Dann bückte sich Madelene tief über ihr Glas. Sie fühlte, daß ihr das Blut langsam bis unter die kleinen kurzen Haare an ihrer Schläfe gestiegen war, und meinte, so die zarte Röte vor Uli verbergen zu können.

Ihr Vater erlöste sie aus ihrer Verlegenheit; indem er sein Glas auf den großen runden Tisch stellte und Uli aufforderte, sich zu setzen. Da nahmen alle vier Platz, die Frauen auf dem alten, schwarzen Ledersofa, die Männer auf Stühlen.

Uli hatte Mühe, seine Gedanken zu sammeln, so sehr zerstreute ihn Madelenes Gegenwart. Er fand sie unsäglich reizend. Da er aber nicht gewöhnt war, Gefühlen nachzugeben und sich ihnen hinzugeben, so beunruhigte ihn der ihm neue seelische Vorgang. Er wurde zerstreut.

Er hörte Dr. Andermatt reden und sich selbst antworten, er sah, daß man ihm einschenkte, und merkte an dem leer werdenden Glas, daß er trank; aber das alles tat er wie im Traum. Als Madelene sich entfernte, um der Waid einen Auftrag der Mutter zu übermitteln, wich der Bann, der auf ihm lag, und wie aus dem Schlafe erwacht, gab er plötzlich wieder frische und lebhafte Antworten auf Dr. Andermatts Fragen.

Sie besprachen die notwendigsten Veränderungen, die auf dem Friedberg vorgenommen werden sollten, und seine allgemeinen Verhältnisse, wobei der ältere Arzt sorgfältig vermittelte, Uli in seiner Mutter zu verlegen, ihm aber trotzdem klarlegte, daß ihre größer und größer werdende Anhängerschaft eine Gefahr für sämtliche Ärzte der Gegend bedeute, und daß sie gemeinsam sich anstrengen müßten, um sich behaupten zu können und dieser Gefahr zu begegnen.

„Ihre Mutter ist eine merkwürdige Frau," sagte Dr. Andermatt. „Wäre sie eine Quacksalberin der gewöhnlichen Sorte, so wäre sie kaum zu fürchten. Das ist aber nicht der Fall. Es gelingen ihr Heilungen, die sie nur zum kleinsten Teil der Leichtgläubigkeit und der Gedankenlosigkeit der Menge, zum größten Teil ihrer suggestiven Kraft zu verdanken hat. Sie haben wohl von ihrer letzten Wunderkur gehört?"

„Ja," sagte Uli, „durch Tefil. Mutter selbst spricht nie mit mir über ihre Kranken."

„Uns Ärzten ist der Hergang ja ein erklärlicher," fuhr Andermatt fort, „aber ein großer Erfolg ist es für Ihre Mutter doch geworden. Die Heilung und die lange Krankheit sind nicht wegzuleugnen. Ebenso wenig, daß ich Anna Steiger ohne Erfolg in Behandlung hatte, und nicht ich allein."

Frau Andermatt fuhr auf. „Sie ist mit dem Bösen im Bunde," rief sie heftig. Ihr Mann lachte und zeigte warnend, auf Uli, der die Stirn runzelte.

„Solche glänzenden Kuren wirken wie Trompetenstöße," sagte Andermatt, ohne die Zornesfalten seiner Frau schwer zu nehmen, „und Marie Zuberbühlers Ruhm fliegt heute durch das Land, rascher und aufdringlicher als je. Darum, lieber, junger Freund, werden Sie keinen leichten Stand

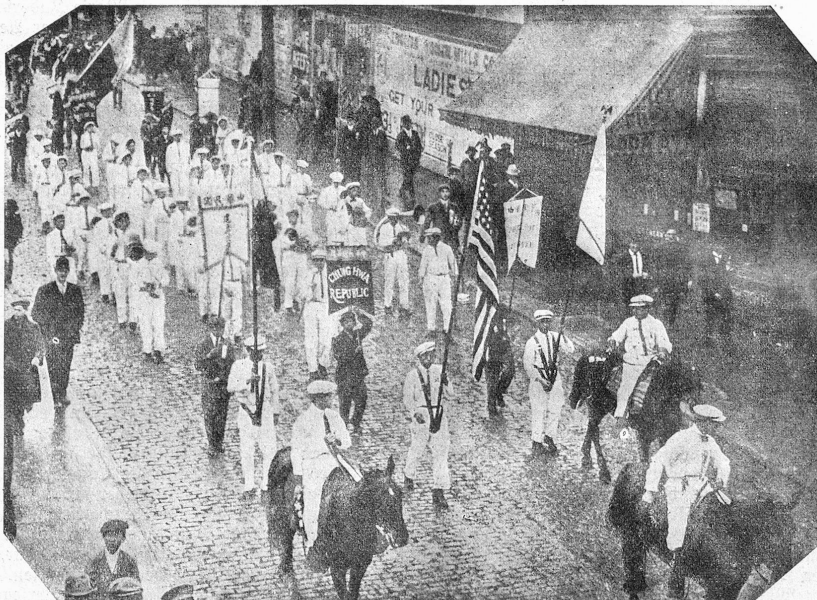
haben neben Ihrer Mutter. Ich vertraue aber Ihrer kräftigen Jugend, die einen Kampf nicht scheut, Ihrem Wissen und Ihrem Ernst.

Wenn Sie meinen Rat wünschen und meine Hilfe brauchen, so steht Ihnen beides jederzeit zur Verfügung. Das Neue zieht immer, können wir uns zum Trost sagen. Wenn es bekannt wird, daß auf dem Friedberg der alte Andermatt abgegeben hat und der Uli Zuberbühler ihn ersetzt, wenn das alte Haus innen u. außen umgebaut

wird und verschönert, so kann das allein für einige Zeit das Spital füllen, und damit wäre schon viel gewonnen."

"Ich habe wenig Hoffnung auf Besserung," sagte Frau Andermatt. "Wie eine Lawine ist der Glaube an diese Frau angewachsen. Mit einem Flocklein hat sie begonnen, jetzt wälzt sie sich über uns alle dahin und vernichtet uns."

"Dho", rief Andermatt, als müsse er ein scheu gewordenes Pferd aufhalten. "So schlimm ist das nicht. Weder du noch ich sehen so vernichtet aus, wie du sagst. Ich habe die bestimmte Zuversicht, daß unserer Wissenschaft Stern im Steigen ist. Die Begeisterung für einen einzelnen Menschen,



Die Chinesen in San Francisco

veranstalten nach der Proklamation der chinesischen Republik einen großen Umzug in den Straßen der kalifornischen Hauptstadt.

die oft ganze Gegenden erfäßt — denkt an den Bauerndotter in Bial — erlischt oft plötzlich und hinterläßt keine Spuren. Das Bewährte u. Bodenständige aber bleibt, und weil es seine beste Kraft in seinen tiefen Wurzeln hat, überdauert es auch schlimme Zeiten, wie wir sie jetzt durchmachen."

"Wir wollen es hoffen," sagte Frau Andermatt. "Einstweilen sieht es nicht nach bessern Zeiten aus, aber du list im-

mer voller Hoffnung und siehst alles im Guten."

"Gefallen dir die Klager und Jammerer besser?" fragte er, und sagte dann nichts mehr. (Fortsetzung folgt.)



Der verunglückte Erfinder Reichelt

mit dem Fallschirm-Mantel, der bei dem Sprung vom Eiffelturm sich nicht ausbreitete und so den Tod des Erfinders herbeiführte.



Der verunglückte Flieger Reichelt.



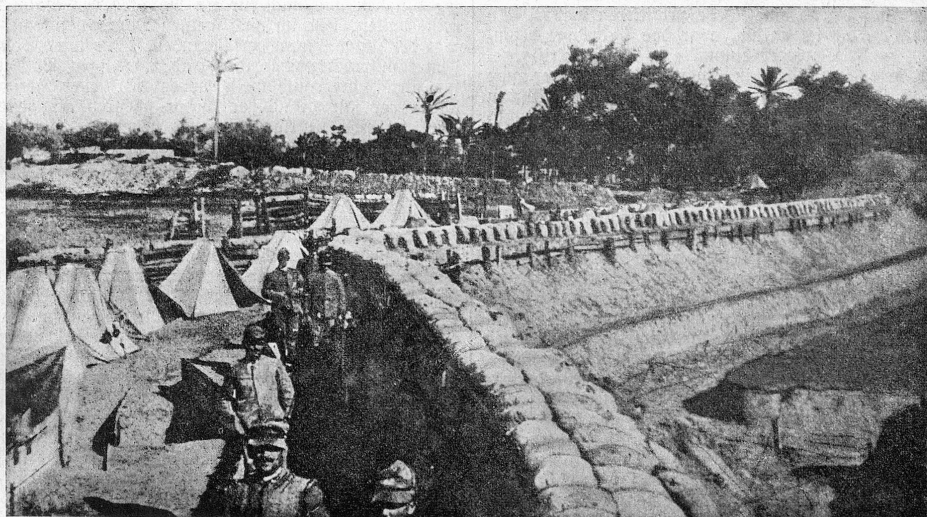
Die eingestürzte Kirche Santo Stefano in Genua.

Die Kirche stammte aus dem 13. Jahrhundert und wurde als Nationaldenkmal angesehen.



Eine Ehrung für Kardinal Farley

Kardinal Farley wurde bei seiner Rückkehr von Rom, wo er seine neue Würde erhielt, in New-York von ungeheuren Menschenmassen empfangen. — Unser Bild zeigt den Einzug des Kardinals in die Kathedrale St. Patrice.



Die neue Befestigung von Ain Zara.

Schon mehreremal haben die Türken umsonst versucht, diese italienische Befestigung zu nehmen. Ein Blick darauf könnte zwar die Meinung bestärken, daß diese Befestigung durchaus nicht so uneinnehmbar sei. Und eines schönen Morgens wird uns der Kabele die Kunde von der Einnahme durch die Türken gleichwohl bringen, wenn diese sich etwas mehr Mühe geben.

Der geheimnisvolle Hut.

Von Marcel Golle.

(Nachdruck verboten.)

Mein alter Freund Gaston ist das, was man einen „Weltläufer“ zu nennen pflegt. Von seinen vorsorglichen Eltern mit einem hübschen Vermögen bedacht, blieb ihm des Lebens brutaler Kampf erspart und er hätte sich recht wohl auf die faule Haut legen und seine stattliche Rente als Lebemann verzehren können. Aber damit war einem Charakter wie Gaston nicht gedient. Im Gegenteil, es verlangte ihn nach Tätigkeit, Mühe und Anstrengung und darum war er — Schriftsteller geworden. Schriftsteller?! Ja natürlich! — Allerdings feiner von den charakterlosen Alleswissern und Alleschreibern, wie sie in den europäischen Kulturländern zu Hunderten und Tausenden herumlaufen, sondern ein vornehm gebildeter Mann, der weite, mühevolle Reisen unternahm, sich draußen in fremden Ländern ordentlich den Wind um die Nase wehen ließ und dann aus eigener Anschauung seine Bücher und Berichte schrieb, literarische Erzeugnisse, die Hand und Fuß hatten. Auf diesen Reisen, die ihn nach und nach durch die verschiedensten Länder führten, hatte Gaston die köstlichsten und merkwürdigsten Erfahrungen gemacht und auch manch' bizarres Abenteuer erlebt, von dem er im Freundeskreise gern zu erzählen pflegte. Ich gebe nun, möglichst mit seinen eigenen Worten, im Nachstehenden die tragikomische Geschichte von dem „geheimnisvollen Hut“ wieder.

„Ich war“, so erzählte der Weltläufer, „wieder einmal längere Zeit in Paris, als mich plötzlich eine unvernünftige Sehnsucht packte, nach Spanien zu reisen und alte, liebegeordnete Erinnerungen wieder aufzufrischen. Sie wissen: ich liebe das Land. Es hat die leidenschaftliche Geste des Südens, die Schönheit in klaren, leuchtenden Formen und selbst unter Schutt, Glend und Verderbnis noch genug vom Adel der alten lateinisch-romanischen Kultur. — Genug; wenige Tage darauf fand ich mich, sehr zufrieden über meinen raschen Entschluß, auf den „Remblas“, den schönen, stolzen Boulevards von Barcelona, wieder. Hier blüht das bunte Leben einer charakteristisch südländischen Stadt. Eine unaufhörlich sich erneuernde, schwachende, gestikulierende und lärmende Volksmenge schiebt sich auf den breiten Trottoirs vorwärts; sie setzt sich aus allen Volksklassen zusammen, bis zu den niedrigsten, und manchmal versperren Bettler und andere fragwürdige Gestalten den Weg, die von der Großmut des Fremden auf irgend eine Weise profitieren wollen. An dem Nachmittag, als ich ankam, war das Gedränge besonders stark. Es hatte wieder einmal eine Ministerkrisis gegeben, und, wie Sie wissen, in Spanien glaubt jeder gute Untertan des Königs, an einer solch' wichtigen politischen Angelegenheit auf seine Weise öffentlich teilnehmen zu müssen. Ich betrachtete amüsiert das geräuschvolle Treiben um mich herum, als sich plötzlich ein kleines, biddübsches Bettlerkind — das Mädel mochte zwölf bis dreizehn Jahre zählen — vor mich hinstellte und mir eine Rußhand zuwarf. Das ist bekanntlich die Manier der kleinen spanischen Bettlerinnen, eine Art Almosen zu heischen, die ich durchaus nicht ungraziös finde. Im Begriff, meine Hand in die Tasche zu stecken, um mein Portemonnaie hervorzulangen, machte ich eine überraschende Entdeckung. Sie denken gewiß, ich hätte meinen Geldbeutel nicht mehr gefunden? Ganz im Gegenteil: ich fand deren zwei. Und sogar, um mein Erstaunen noch zu steigern, war der zweite eine wohlgespitzte Börse, schwer von Gold und Banfnoten, die auf der Vorderseite ein gesticktes Adelswappen trug. Ich betrachtete ganz perplex meinen Fund, dessen Herkunft ich mir auf keine Weise erklären konnte. Sollte einer meiner Freunde so vergesslich gewesen sein und mir, als wir im Gedränge waren, die Börse versehentlich in den Rock gesteckt haben? Ich verwarf bald diese Annahme. Bis jetzt hatte ich nur einen einzigen meiner spanischen Bekannten wiedergesehen, einen alten, biedereren Fruchthändler, der nicht gerade über ein dickes Portemonnaie verfügte und noch viel weniger zum spanischen Adel gehörte. — Außerdem konnte ich meinem Freunde nicht ohne weiteres eine solche maßlose Zerstreuung zuschreiben, daß er mir seine eigene Börse in den Rock steckte. Also woher der geheimnisvolle Fund?!

Während ich mir noch den Kopf zerbrach über das seltsame Ereignis, fühlte ich mit einem Male instinktiv in die andere Rocktasche. Wer beschreibt mein Erstaunen, ja Entsetzen, als ich aus der Tasche eine schwere, goldene Taschenuhr hervorzog. Das war mir denn doch zuviel. — Spornstreichs begab ich mich zum nächsten Polizeibureau und beehrte den Kommissär zu sprechen. Man führte mich zu einem jungen Mann, der unaufhörlich seinen stolzen, schwarzen Schnurrbart drehte und in den Zwischenpausen aufgeregt mit den Händen in der Luft herumfuhr. Vergebens versuchte ich in gebrochenem Spanisch mein Abenteuer zu beschreiben. Der prächtige Policeman schien im voraus alles zu wissen, überschüttete mich mit einem fulminanten Redeschwall, legte Uhr und Börse in einen kleinen Korb, der die Aufschrift „Verlorene Gegenstände“ trug, warf mit tausend Ausdrücken des Dankes um sich und — komplimentierte mich zur Tür hinaus.

Keine Möglichkeit, dem aufgeregten Hüter des Gesetzes den wirklichen Sachverhalt klar zu machen. Wütend über mich selbst, mein schlechtes Spanisch — Sie wissen, ich sprache diese Sprache, meine fünfte übrigens, damals erst sehr unvollkommen — und wütend nicht minder über den „Zappelphilipp“, den man da zum Kommissär eingekerkert hatte, schwur ich bei mir, den ersten mysteriösen Fund, den ich nochmals bei mir entdecken würde, einfach auf die Straße oder dem ersten besten Passanten an den Kopf zu werfen. Ich sollte bald Gelegenheit haben, diesen Voratz auszuführen.

Am folgenden Nachmittag promenierte ich meiner Gewohnheit gemäß wieder auf den Remblas, als ich plötzlich die Empfindung hatte, daß mich eine Hand leise berührte. Ueberrascht blickte ich mich um; aber es war nichts Auffälliges zu sehen, und die Passanten drängten sich so gleichgültig vorüber wie immer. Kein Mensch schien mir auch nur die geringste Aufmerksamkeit zuzuwenden. Dafür befand sich in meiner Rocktasche — Sie haben's schon erraten — wieder eine Uhr und zwar ein wertvolles Stück in Gold, mit Brillanten verziert und mit dem Wappen der königlichen Familie geschmückt. Alsobald hatte ich dies bemerkt, als mir eine läche Idee durch den Kopf schoß: ich stand im Begriff, das Opfer eines geschickt gelegten Hinterhalts, vielleicht gar eines politischen Komplotts zu werden. Kurz entschlossen ließ ich die Uhr auf die Erde fallen. Ich hatte noch keine drei Schritte getan, als sich mir ein gutgekleideter junger Mann, ansehend ein Angestellter oder dergleichen, unter wiederholten, respektvollen Verbeugungen näherte und die aufgehobene Uhr überreichte. Ohne Zweifel: er mußte die Initialen gesehen haben und mich für ein Mitglied der königlichen Familie halten. Ehe ich noch meinen Dank aussprechen konnte, war der junge Mann verschwunden. Was tun? Sollte ich zu dem schnurrbartswirbelnden und zappeligen Polizeikommissär zurückkehren und mein neues Abenteuer berichten? — Würde er mir geduldiger Gehör schenken als gestern oder mir gar eine Aufklärung dieser geheimnisvollen Geschichte geben? Nach kurzem Befinnen beschloß ich, mich des „Fundes“ so schnell wie möglich auf diesem korrekten Wege zu entledigen, denn der Besitz der von Geisterhand zugestückten Wertgegenstände erschien mir nachgerade höchst gefährlich.

Der Kommissär, den ich in der Lektüre seiner Zeitung störte, machte keinen Versuch, mich anzuhören. Mit unwilligen Geberden winkte er seinen Sekretär herbei, der am Nebentische saß und sich der wichtigen amtlichen Beschäftigung des Zigarettenziehens hingab. Die beiden jungen Herren unterhielten sich einen Augenblick in geräuschvoller Weise, indem sie dabei bald die von mir beigebrachten Gegenstände, bald meine Person selbst mit einer Art von belustigter Neugier betrachteten. Ich glaubte mehrmals ein Wort wie „Kleptomanie“ oder etwas Ähnliches zu vernehmen, verstand aber im übrigen von dem rapid geführten Dialog nicht den zehnten Teil. Schließlich wandte sich der Kommissär in strengem Tone an mich und erklärte, daß es „nun genug sei“ und daß „die Geschichte das nächste Mal nicht so glimpflich ablaufen werde.“ Ehe ich noch den Sinn dieser Ermahnung verstanden hatte, wurde mir bedeutet, den Raum zu verlassen, da die Herren „sehr beschäftigt“ wären; ein Wächter, der die Tür aufriß und energisch hinauswinkte, verließ diesen Worten Nachdruck. Ich sah ein, daß die mit Zeitungslesen und Zigarettenrollen „sehr beschäftigten“ Herren keiner weiteren Belehrung zugänglich waren und verließ das Kommissariat mit

der Erklärung, daß ich die Angelegenheit meinem Konsul mitteilen werde.

Ich führte meinen Entschluß sofort aus. Auf dem Wege zum französischen Konsulat mußte ich wiederum die Remblas passieren und ich konnte mich eines gewissen Schauderns nicht erwehren bei dem Gedanken, daß ich mich auf einmal von neuem im Besitz von geheimnisvollen Wertsachen befinden würde. Aber alles ging gut. Schon wollte ich in eine Querstraße einbiegen, in welcher das Konsulat liegt, als sich plötzlich eine schwere Hand auf meine Schulter legte: „Im Namen des Königs und der Gefeße — folgen Sie mir!“ Gleichzeitig wies der Kriminalbeamte (denn um einen solchen handelte es sich) seine Legitimation vor. Ich war also verhaftet. Um kein Aufsehen zu erregen, folgte ich ohne Widerrede dem Beamten der mich just nach dem Kommissariat führte, das ich schon zweimal aufgesucht habe. Hier erregte mein Eintreten Sensation. Der junge Kommissar sprang wie elektrisiert auf, als der mich begleitende Policeman berichtete, daß er mich in flagranti ertappt habe. „Was! Und das ist ja unser alter Bekannter. Eine erbärmliche Komödie haben Sie uns vorgespielt, Herr, indem Sie einen Teil der gestohlenen Sachen hier als angeblicher Kleptomane zurückerstatteten. Nicht krank sind Sie, sondern ein Verbrecher!“ Während ich diese mir wie eine Explosion entgegengeschleuderten Worte zu verstehen suchte, gab der noch immer mit Zeitungen und Zigaretten sehr beschäftigte Gewalthaber Befehl, mich als Gefangenen abzuführen. Grund zu dieser Maßregel gaben die zwei Porzellanflaschen und drei Uhrketten, die man zu meinem grenzenlosen Erstaunen bei der sofort vorgenommenen Leibesvisitation nach und nach aus meinen Taschen zog. Vergebens protestierte ich in dem besten Spanisch, was ich vorbringen konnte — leider war es kein sehr gutes — und berief mich auf meine Unschuld. Die einzige Antwort, die ich erhielt, war die, daß man den „Kniff mit dem Hut“ sehr genau kenne und daß ich bald das Vergnügen haben werde, meine Komplizen zur Gesellschaft bei mir im Gefängnis zu sehen. Der „Kniff mit dem Hut?“ Was war das? Ich verlangte eine Aufklärung. Man lachte mir ins Gesicht und meinte, die könnte ich mir wohl selber geben. Ich verteidigte mich, so gut ich konnte und berief mich auf meinen Konsul, dem ich persönlich bekannt sei und der leicht meine Ehrenhaftigkeit beweisen könne. Ohne daß ich einer Antwort gewürdigt wurde, trat ich den Weg in die enge und finstere Zelle an, die man mir „vorläufig“ als Wohnung anwies. Eine Beute der widerstrebendsten Empfindungen, ging ich rastlos in dem schmucklosen kleinen Raum auf und ab, indem ich mich vergebens fragte, was die rätselhaften Worte des Kommissars zu bedeuten hatten. Und dann: würde man, wie ich energigisch verlangt hatte, sofort meinen Konsul benachrichtigen oder konnte ich darauf bei der Nachlässigkeit der Beamten vielleicht tagelang warten? Verzweiflung erfaßte mich bei dem Gedanken, in diesem ekelhaften Loch, das von Ungeziefer wimmelte, auch nur eine Nacht zubringen zu müssen. Stunden vergingen. Man hörte nichts, als das eintönige Geräusch, welches die Schritte der im Hofe postierten Schildwache verursachten. Schließlich, als schon der Abend herabgesunken war, wurde ich aus meinem Gefängnis herausgeholt. Ich merkte schon an der devoten Haltung des Wächters, daß die Lage sich geändert hatte. Born im Bureau empfing mich der Konsul, der sofort herbeigeeilt war und drückte mir in Ausdrücken des größten Respekts sein Bedauern darüber aus, daß ich das Opfer eines unverzeihlichen Irrtums geworden war. An seiner Seite aber hielt sich, ganz klein und schüchtern mit einemale, der nicht mehr zeitungslisende und zigarettenrauchende Kommissar und erschöpfte sich in den demütigsten und mit den Superlativen echt spanischer Ueberschwänglichkeit gespickten Entschuldigungen. Ich reichte ihm die Hand und sagte gern zu, am selben Abend an der Seite meines Konsuls zu einem „Entschädigungs- und Veröhnungsjourner“ bei ihm zu erscheinen.

Und des Rätsels Lösung? Ganz einfach. Man war seit einigen Tagen einer großen Bande von Taschendieben auf der Spur, die sich des Tricks bedienten, ihren Raub möglichst schnell in den Taschen ihrer als Gentlemen gekleideten Komplizen verschwinden zu lassen. — Wurden sie gefaßt, so konnten sie auf diese Weise ruhig jeder Leibesvisitation entgegengehen; man fand nie etwas bei ihnen. Die Bande erkannte ihre Fehler an einem Hut von bestimmter Form, der

zudem ein eigenartig geschlungenes Band besaß. Zufällig hatte ich in Barcelona einen Hut von just demselben Aussehen gekauft. Einige Mitglieder der weitverzweigten Bande, die sich wohl nicht alle untereinander kannten, mußten mich mit einem ihrer „Gentlemen“ verwechselt haben und hatten mir mit der unglaublichen Geschicklichkeit dieser Langfinger ihre Beute ahnungslos zugesteckt. Das war das Geheimnis meines Hutes.

Am folgenden Tage saßen übrigens die Besitzer der andern Hüte auf eine gar nicht geheimnisvolle Weise hinter Schloß und Riegel. Wie's sich gehört!

Wie verschieden das männliche und das weibliche Gemüt sind,

das zeigen deutlich zwei alte Leutelein, die nach 50jähriger Abwesenheit von der Heimat als 70jährige nochmals zu ihr kamen, sie zu sehen und letzten Abschied zu nehmen.

In seine Heimatgemeinde L. kam einer, der vor ungefähr 50 Jahren übers große Wasser gegangen und dort Soldat geworden. Er hatte es dem Pfarrer, mit dem er lange korrespondiert, nicht glauben wollen, daß seine Leute nicht mehr da seien — und plötzlich, eines Tages, tauchte er auf. Aber es war so: Niemand war mehr da von seinen Kameraden, kaum daß er noch einen oder den andern von den Dorfältesten heimtun konnte; auch seine Sippe kannte man kaum mehr. Ein paar arme Verwandte waren noch da — aber er mochte sie nicht. Er fand alle Verhältnisse klein und winzig; er wurde mürrisch und reklamierig, ein Querulant. Er pries in allen Tönen sein „Soldiers Home“ drüben, wo alles so schön und groß sei, eigene Musikkapelle, Park, Besele usw. Seine größte Sorge war, daß sein Monatswechsel von der Gesandtschaft regelmäßig komme und mit Inbrunst farestierte er sein kleines Chefbuch, das ihm die Mittel geben sollte, nach der schlechten Jahreszeit wieder über den Bach in sein amerikanisches Paradies zu reisen, um dann dort zu sterben und mit Musik begraben zu werden. Kein wärmeres Gefühl! Kirche, Friedhof, Schulhaus hat er nie betreten; die Berge nicht geschaut und den Wald nicht genossen. Das sind keine Werte für einen wachstücht (wenigstens der Meinung) gewordenen Amerikaner. — Das war der Mann.

Aber in der Gemeinde B. war ungefähr zur selben Zeit auch eine Siebenzigjährige gekommen. Es waren auch 50 Jahre her, seit sie von zu Hause fortgelaufen. Ihr Herzallerliebster hatte um sie angehalten, aber sie nicht bekommen. Da ging er über den Bach. Und sie folgte ihm ohne Abschied heimlich nach. Und jetzt hat das alte Herz noch einmal schlagen wollen, wo es einst so glücklich gewesen. Felder und Wälder fand sie noch. Aber die Moosbächer waren verschwunden und manches traute Haus selber auch; Baum und Bach waren nicht mehr da, und erst die Menschen, wie waren sie fast alle — alle fort! Niemand fand sie mehr. Aber die alte Kirche fand sie noch, wenn auch ein anderer Pfarrer auf der Kanzel stand. Und den Friedhof fand sie noch und den Leichenstein der Mutter, die mit dem Namen der Fernen auf den Lippen gestorben war, fand sie noch. Und als die Berneralpen herüberleuchteten, just als sie die Hand auf dem Leichenstein hielt, da rannen der alten Frau die Tränen über die Wangen: „Ja, das sind sie noch, die herrlichen Berge! Gott erhalte die Schweiz!“ — Das war die Frau.

Liebe und Ehe.

Das höchste Glück für den Menschen ist doch vielleicht, daß er von Natur ein liebes Wesen „an sich hat.“ Warum erscheint uns nicht nur manche Seele, sondern auch mancher Körper so sympathisch? Weil Inneres und Äußeres gewachsen sind unter dem freundlichen Schein eines von Natur liebes Wesens, dessen Lebenszweck eigentlich der ist, anderen Gutes zu tun.

* * *

Es ist nicht gesagt, daß in einer unglücklichen Ehe ein Teil durchaus „schlecht“ sein muß. Eine Linde und eine Tanne mögen noch so schöne Exemplare sein, daß sie es je zu einer Einheit bringen könnten, ist ausgeschlossen. Andererseits können zwei Spitzbuben eine vortreffliche Ehe führen, weil die beiden zusammen passen. Nur kein vor schnelles Urteil in Eheangelegenheiten!

Allerlei Wissenswertes

Kleider-Anfertigung.



Nr. 3511



Beschreibung.

Einfaches Kleid aus dunkelblauem Wollstoff mit schwarzen Seidenpassepoils und weißem Kragen. Mit Rückansicht. Gebraucht werden für Größe 1: Etwa 4 Meter Stoff 120 Zentimeter breit, 0,50 Zentimeter schwarze Seide 50 Zentimeter breit, 12 Knopfformen, ein Batisttragen, 2 Quasten. Das Kleid ist zusammenhängend auf einer Futtertaile mit Rückenschluß gearbeitet. Die Vorderbahn des etwa 180 Zentimeter weiten Vierbahnrockes wird als Verlängerung der breiten Passe auf der Taille fortgesetzt, schwarz passepoliert u. übergesteppt. Ebenso zeigen die eingeflehten Ärmel schwarz passepoliert - übergesteppte Manschetenteile. Schnitt fertig zuge schnitten, in Mädchengröße 16, Größe 1 und 2 nur bei der Schnittmusterabteilung Illstein und Co., Berlin SW. 68, gegen Angabe der Nummer 3511 und 60 Cts. in Briefmarken erhältlich.

Hauswirtschaftliches.

Gegen die Motten. Jetzt, gerade in dieser Uebergangszeit, die oft noch sehr kalt ist, gilt es schon auf die Feinde der Woltermöbel, Pelze und Wollkleider, Tücher, Decken uvm. aufzupassen, auf die Motten. Denn nicht die im Sommer umherliegende Motte, sondern die um diese Zeit nistende Motte und die Mottenlarven bedrohen unsere Sachen. Man soll die im Schrank hängenden Sachen, die nicht täglich benutzt werden, öfter klopfen, an die frische Luft bringen, ausschlagen, nach Mottennestern untersuchen und namentlich oft in Bewegung bringen. Lange Zeit im Schrank hängende Kleider werden nur zu leicht ein Opfer der kleinen Nagegeister. Das Vertreiben von Kampfer und weißem scharfen Pfeffer in die Schränke ist anzuraten. Selbstverständlich sind die Sachen vor dem Tragen dann sehr gut zu lüften, damit im Verein mit anderen Leuten der „Mottenduft“ der Kleidung nicht auffällt. Auch wohlriechende Seife, im Kleiderschrank verwahrt und Parfüms aller Art sollen ein gutes Mittel gegen Motten sein, die gegen alle starken Düfte, gleich welche, sehr empfindlich sind.

Eine gute Hautpomade wird wie folgt bereitet: einhalb Kilogramm bittere Mandeln werden gekocht, geschält und unter Zusatz von etwas Mandelöl fein gestoßen. Dem weichen Teig setzt man unter Stoßen noch 36 Gramm gepulverte weiße spanische Seife, 20 Tropfen Zitronen-, 20 Tropfen Bergamott- und 10 Tropfen Lavendelöl zu.

Gardinen zu waschen. Man löst $\frac{1}{4}$ Pfund Seife in 25 Liter Wasser auf, fügt, wenn dasselbe gekocht, 10 Löffel Salmiakgeist und 10 Löffel Terpentin hinzu und gießt diese Lauge über die glatt in ein Gefäß gelegten Gardinen, welche

man zuvor eingeweicht und wiederholt in kaltem Wasser ausgespült hat. Man deckt das Gefäß zu, läßt die Gardinen eine Stunde stehen und schlägt sie sodann tüchtig, bevor man sie herausnimmt. Dies Verfahren reinigt dieselben gründlich, ohne sie im geringsten anzugreifen und nur bei ungewöhnlich schmutzigen Gardinen ist es nötig, sie noch hinterher zu kochen. Das angegebene Quantum reicht für 8 Flügel. Sehr ratsam ist es, die Gardinen vor der Wäsche mehrfach zusammenzulegen und sodann mit großen Stichen zusammenzubefestigen, welche man erst vor dem Aufhängen wieder entfernt.

Gesundheitspflege

Erste Hilfe bei Vergiftung. Vor allen Dingen gebe man Brechmittel und halte den Schlaf von dem Patienten fern. Ferner gebe man Essig und Wasser zu trinken und bereite ebenso davon Klystiereinspritzungen.

Heilverfahren für eingewachsene Fußnägel. Der Nagel wird schief so geschnitten, daß auf der fehlerhaften Seite sich eine vorstehende Ecke bildet. Unter diese Ecke wird ein kleines Wattefingerglied gebracht, welches bewirkt, daß der Nagel aus dem Fleisch gehoben wird. Nach diesem macht man einen kleinen Wattezylinder von der Länge und der Dicke des franken Fleischwulstes, drückt mittelst des Wattezylinders diesen nach unten und auswärts und befestigt den Zylinder, der die Stelle des Fleischwulstes einnimmt mit einem Streifen amerikanischen Heftpflasters. Diesen Verband hat man nach etwa 10 Tagen wie oben zu erneuern und sicher wird nach einigen Wochen das Leiden beseitigt sein.

Küchenrezepte

Milchkalkschale mit Eierschnee. Milch wird gekocht und mit etwas Kartoffelmehl bindig gemacht, die Suppe ist mit Vanille, Zimt und etwas Zitronenschale zu würzen. Dann zerquirlt man Eigelb nach Belieben und rührt es unter die etwas abgekühlte Milch. Dann ist nach Bedarf zu salzen, zu süßen und recht kalt zu stellen. Vor dem Anrichten legt man von Eiweiß Schneeflöße auf die Milch und streut Zimt darauf.

Guter Fleischsalat. Etwa 10 gekochte Kartoffeln schneidet man in Scheiben, dergleichen eine halbe, gepökelte und gekochte Rinderzunge in schmale Streifen. Dazu kommt eine in Scheiben geschnittene gekochte Sellerieknolle, einige Löffel Petersilie und etwas Tomatenmus. Dies alles vermischt man mit einer guten Majonaise, richtet es bergartig auf einer Schüssel an und umgibt es mit einem Kranz von Kopfsalat.

Buntes Allerlei.

Der Untergang der Blondinen. Nach der Statistik eines englischen Physiologen ist in berechenbarer Zeit das vollständige Verschwinden des blonden Haars zu befürchten. Er weist nach, daß bei allen Erwachsenen die Haare bedeutend nachschwärzen, besonders beim männlichen Geschlechte, wo die nachträgliche Dunkelung des Haars 55 Proz. betragen soll. Bei den Frauen ist das Verhältnis ein geringeres, gleichwohl nimmt auch bei ihnen die Dunkelung so weit zu, daß bei den Kindern das stärkere Hervortreten des dunklen Haars ziffermäßig festgestellt werden konnte. Es kommt noch der Umstand hinzu, daß sich die Blondinen weit weniger verheiraten als die Brünetten. Derselbe Physiologe stellt die Frage des Haars von 5000 Frauen über dreißig Jahren in einer mittleren Stadt Englands fest, wobei sich das Verhältnis des Hellen zu den Dunkeln wie zwei zu drei stellte. Von hundert Blondinen aber waren nur 55 verheiratet, dagegen von hundert Brünetten 79. Dieser Statistiker meint deshalb, daß nach etwa zweihundert Jahren in England die Blondinen fast verschwunden sein würden. Schade!